

Splitter in der Diskokugel

Man könnte meinen, Maik Wolf käme aus dem Jahrhundert der Romantik und sei deshalb in seinem tiefsten Innern so sentimental. Doch er ist ganz und gar ein Heutiger, geprägt von der nüchternen Ost-Moderne, insofern ein schwarzer Schwan – mit kühlem Kopf. Deshalb sind seine Bilder weder naive Sehnsucht noch deprimierender Befund. Wer einmal in der Mangelgesellschaft gelebt hat, der sucht nach kategorischem Ich-Ausdruck und Versinnlichung. Hundert Jahre Psychoanalyse, fünfundzwanzig Jahre gerontokratischer Sozialismus und achtzehn Jahre neudeutsches Schlamassel beantwortet Wolf mit tapferem Lächeln und komplizierten formalen Drehungen. So sehen Aufwärmversuche im Wartesaal der Empfindungen aus.

Wolfs Bilder blasen zum Rückzug aus der plärrenden Welt. Gleichzeitig friert die Kühle ihrer Farben jeden Schritt ein. Von Figurentheater, das mit Aplomb seine Gefühle offenbart, will er nichts wissen. Bis zur Grenze steigert er Spannungen. Seine Gebäude-Dialoge bzw. das Dialogische zwischen Natur und Kultur sind so redselig wie eine verschlossene Auster. Während sich die Theatermacher das Schrille gern auf die Bühne holen und bis an die Schmerzgrenze aufjaulen lassen, zieht einer wie Maik Wolf lieber die Tür hinter sich zu. Er verweist auf die schick ummantelten Hohlräume des Daseins und quält sich mit der Frage, was Zeitgenossenschaft wohl für den Künstler heute bedeuten mag. Ist es der Weg, den manche irrigerweise einer „Neuen Leipziger Schule“ zuschreiben, ist es der Stil des Seismographen oder Politbarometers, den andere für selig machend halten oder die Hingabe an die Freiform als Generalmetapher? Maik Wolf tut nicht so, als ob er darauf eine endgültige Antwort wüsste. Er muss sich nicht in Pose werfen, obwohl sich die Sammler neuerdings um jedes seiner Werke reißen. Er tüfelt lieber stilsicher – ein Suchen und Segmente Aufhäufen in den Windungen einer hedonistischen Revolte gegen alles Zweckrationale.

Vielfach verschachtelt ist die formale Struktur. Je weiter der Betrachter in den Bildraum einsteigt, um so mehr scheinen sich die Wahrnehmungsebenen zu schichten und zu brechen. Kunstgeschichte und Zeitempfinden erfahren irritierende Stauchungen. Piet Mondrian begegnet Caspar David Friedrich, für den Franz Radziwil den Feinzerstäuber spielt. Das ist ein wahrer Zerrspiegel tradierter Idiome, und groß ist Wolfs Farbphantasie: Gänsehaut erzeugend von Farben des Nachtschlundes bis in bläuliches Halogen und zur Palette überzuckerter Neo-Eisfarben. Jeder Lichtpunkt ein Splitter in der Diskokugel. Wer empfänglich ist für Klopffzeichen und Klangteppiche und den Überreichtum der Nuancen liebt, giert nach diesem „Elektro-Manna“ (so der Titel eines Bildes aus aktueller Produktion). Das ist Pop für Unwohlfühlmenschen. Generationsgefährten aus den Jahrzehnten des Samplings, folgen Maik Wolf fast blind.

Kritiker, die nichts außer den minimalistisch serialistischen Beruhigungsspielen mögen, fallen gern über derlei kleine Seelenbeben her, weil sie Halbherzigkeit oder Rührseligkeit wittern, wo doch klar zur Anschauung gebrachte Distanzierungs-Metaphern auf die Wirklichkeit treffen. Es gibt die nervenden rhetorischen Finten, die Leerformeln des Ausdrucks. Ganze Marktsegmente des geheimnisvoll Gemeinten, das sich in Unverbindlichkeit auflöst, saugen sich voll damit. Maik Wolf tangiert weder das eine, noch das andere.

Worauf Wolf mit seiner Strategie der Komprimierung reagiert, liegt auf der Hand: seine Werke forschen nach einer Antwort auf den anschwellenden Lärm der Welt, auf das große Plappern, die Überbietungskämpfe durch vorlaute Correctness, den Leerlauf durch Vervielfältigung, auch auf die Eloquenz, mit der das Neue in der Kunst gepriesen wird, den Jahrmarktsrummel der Spekulanten und Claqueure.

Maik Wolf ist ein Vermischer. Seine Bilder sind immer „Halb hier halb anderswo“, so der Titel eines weiteren neuen Bildes, entstanden 2007. Er mixt in seinen neuen Bildern noch

akzentuierter klassische Moderne und 19. Jahrhundert, Kitsch und Pop, Geometrie mit Schrägem mit Melancholie. Im Bild mit dem gleichnamigen Titel taucht eine jener wenigen Figuren auf, die den Blick des Betrachters ins Gemalte zieht. Sie sitzt auf einer Bank, die wie eine Barriere angelegt ist, um das Hier und Dort, das Beisich- und Außersichsein von einander zu trennen. Ein ähnlicher kompositorischer Aufbau mit Figuren in Rückenansicht, streifenhaft horizontal verlaufenden Bildlinien und geometrisch farbflächigen Staffelungen findet sich auch in anderen Bildern Wolfs. Diese tun so, als ob sie auf alltägliches Leben verweisen würden, aber sie sind eher etwas, das auf ein Dazwischen verweist: etwas, das erfunden, künstlich, phantastisch, paradox, verunsichernd ist – und doch im Zusammenstoß unterschiedlicher Erlebniszonen und Klimata nah dran an der Wirklichkeit. Die elegant miteinander verschmolzenen Zonen der Erfindung klingen wie städtisches Leben mit Baumwipfelsehnsucht, doch sie erzählen weder eine Geschichte, noch wird ein Geschehen gegliedert. Eigentlich geschieht gar nichts. Der Klang dieser Bilder reproduziert ein Gemisch aus Langeweile und Vakuum, in dem nur noch Bewegungsspuren und verhallende Stimmen wie energetische Reste an die früheren Bewohner erinnern. Schöne neue Welt. Was wir vor Augen bekommen, sind die farbig aufgepeppten gespenstischen Spuren eines sich entfernenden Lebens. Wolf imitiert den starren, aber scharf gestellten Blick von Überwachungskameras. Von Menschen unabhängige, maschinelle Beobachter, die die Bilder aufgenommen haben könnten, nachdem der letzte Mensch längst verschwunden war. Angeschlossen ans Netz, gespeist von Restenergien, senden sie ihre Beobachtungen der Leere und Verlassenheit in eine von Menschen fast verlassene Welt.

Wolfs Bilder sind giftig in der Farbgebung und im Grundgefühl beklemmend wie die von Radziwil, zugleich Kopfkino wie das des studierten Malers und Filmemachers David Lynch. Auch Wolf arbeitet auf der Ebene der Auflösung zeitlicher und räumlicher Kontinuitäten und der Überwältigung des Auges.

Wer jedoch das weihevoll Zelebrieren von Welt- und Abschiedsschmerz, ja gar eines resignativen Verlöschens erwartet, der sieht sich angenehm enttäuscht. Bei aller wehmütigen Sehnsucht, die auch bei Wolf zwischen den Keilrahmen liegt, drängt die Komposition doch mit raschem Grundpuls und nur wenigen retardierenden Momenten elan-, ja druckvoll in den Raum. Auch wenn seine Bilder häufig menschenleer sind, sind sie kein Trauermarsch und schon gar nicht malerisch langweilig.

Maik Wolfs Auffassung von Malerei ist kein locker verrührter Farbschleim, vielmehr ein smart in sich verschlungenes Konstrukt, das kein Innen und Außen, kein Vorne und Hinten, sondern nur eine durchgehende Oberfläche hat. Was dieser Haltung folgt, ist der jäh hochfahrende, kein Verweilen duldende, permanente Aufbruch ins Freie.

Christoph Tannert